

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Grunwalderschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 17. Juli 1902.

(Nachdruck verboten.)

Der hinkende Engel.

Novelle von C. W. Geißler.

I.

„Also nicht noch einen Spaziergang?“

„Nein, mein süßes Herz — bin heut zu verteuflert müde —
— Über die Bowle war vortrefflich, he? — Und die Weiber —
ganz satanmäßige Kinder — das!“

„Du wirst noch mal so prächtig schlafen, wenn Du mit-
gehst —“

„Bah, das fehlte noch — bis um vier Uhr, wie Du, mein
Murmeltierchen! Dazu habe ich nicht die geringste Zeit — ver-
stehst Du mich, nicht die geringste Zeit —“

„Das verstehe ich beim besten Willen nicht, aber ich bescheide
mich und gehe allein. Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen, mein Lieber! — Wann? Um fünf —
um sechs — um sieben Uhr? — Zum Diner — zum Kaffee —
zum Thee? — Bei Else — bei Ilse — bei Gretchen? —“

„Wann Du willst — wo Du willst. Ich bin immer von der
Partie. — Guten Morgen!“

So verabschiedeten sich zwei Freunde am Eingange der
städtischen Parkanlagen. Sie hatten das hinter sich, was man in
der eleganten Welt eine „schwere Nacht“ zu nennen pflegt, und
nun schleppten sie redlich ihre schweren Köpfe in dem lichterhellen
Funkeln eines thaurischen Sommermorgens.

Theodor mußte lächeln, als er den müden Freund von
dannem schwanke sah — er selber fühlte sich verhältnismäßig
noch merkwürdig munter. Er nahm seinen Hut ab und ließ sich
von einem lustigen Westwinde die weinglühende Stirn kühlen
— dann machte er einige Schritte und setzte sich endlich auf einer
Bank nieder, um sich ein wenig „auszulüften“.

Arbeiter gingen vorüber — er sah, wie sie ihn mit ver-
ächtlichen Blicken von oben bis unten maßen, er hörte, wie sie
Bemerkungen über ihn machten — — er schämte sich einiger-
maßen darüber und senkte die Augen. Dann kamen Kinder, sie
überhörten einander Gesangbuchverse, die sie in der Schule auf-
sagen mußten, — sie grüßten ihn. Theodor freute sich ungemein
darauf, rief das letzte der Kinder, ein blauäugiges, sauber an-
gezogenes Mädchen zu sich, klopfte es auf die Backen, sagte ihm,
daß es recht fleißig lernen und seinen Eltern immer Freude
machen solle und schenkte ihm schließlich alle kleinen Münzen, die
er in seiner Börse finden konnte. Theodor bildete sich ein, eine
gute That vollbracht zu haben: zu früher Morgenstunde, wo seine
Freunde noch im ersten, tiefsten Schlafe lagen, hatte er einem

armen Kinde schon Geld und gute Lehren gegeben! — Er steckte
sich eine Zigarre an und schlenderte behaglich weiter — — da
sieht er durch die Büsche ein helles Sommerkleid leuchten —
ein Abenteuer in Sicht! (Er schien heute wirklich einem ereigniß-
reichen Tage entgegengewacht zu haben.) Hurtig strich er sich
das Haar aus der Stirn, zupfte seine Kravatte zurecht und eilte
der Stelle zu. — — — Auf einer im Grün halbversteckten Bank
saß ein Mädchen, in die Lektüre eines Buches vertieft. Theodor
stand einen Augenblick betroffen — dann ging er auf die schöne
Leserin zu, küßte seinen Hut und bat um die Erlaubniß, sich
auf die Bank setzen zu dürfen, es sei keine andere in der Nähe,
— er fühle sich außerordentlich erschöpft — u. s. w. —

Das Mädchen hob erschrocken die Augen, senkte sie aber zu-
gleich wieder, ohne den Zudringlichen einer Antwort zu würdi-
gen.

Theodor fühlte, daß er sich höchst albern eingeführt hatte.
Er hätte am liebsten fortlaufen mögen — aber eine unsichtbare
Gewalt schien ihn zu halten — er legte seine Zigarre fort und
setzte sich am anderen Ende der Bank nieder. Es herrschte lange
Zeit das tiefste Stillschweigen; das Mädchen las mit der un-
befangenen Miene weiter, und Theodor zermarterte seinen
schweren Kopf, ohne das rechte Wort zu finden, womit er seine
Reckheit einigermaßen wieder hätte gut machen können.

Endlich benutzte er den Augenblick, wo die schöne Leserin
einen Abschnitt beendet zu haben schien und das Gelesene noch
einmal überdenkend, die Augen träumerisch in die Ferne schwei-
fen ließ.

„Es scheint ein sehr fesselndes Buch, das gnädiges Fräulein
da lesen —“ Theodor sagte das so treuherzig.

„O ja —“

„Kann mir lebhaft denken: gnädiges Fräulein sind gestern
Abend nicht fertig geworden — brannten entweder die Röhler
aus — oder die Frau Mama erhob Einspruch — oder der Traum-
gott kam, um Sie in sein Wunderland zu führen, über das man
ganze Bibliotheken voll schreiben könnte — — das wären Reise-
beschreibungen, die ein größeres Publikum haben würden, als die
durch Asien und Afrika —“

Die Angeredete sah den Sprecher mit einem Blick des freu-
digsten Erstaunens an.

„Hier ist das Buch, mein Herr,“ antwortete sie, „ich kann
nicht leugnen, daß es mir außerordentlich gefällt — — vielleicht
ist es Ihnen nicht unbekannt.“

Theodor blätterte in dem dargereichten Buche.

„Ich glaube, mich zu erinnern —“

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche. Sie werden sich

vielleicht wundern, daß ich nach Ihrer Störung meiner morgendlichen Mußestunde nicht das gethan habe, was jedes andere Mädchen an meiner Statt gethan haben würde —“

„Ich weiß in der That nicht—“

„Daß ich nicht einfach aufgestanden und davongelaufen bin!“

„Vergeben Sie mir, gnädiges Fräulein—“

„Das hat indes seinen besonderen Grund“ — sie lächelte eigentümlich — „ich bin nämlich etwas unbeholfen, schwerfällig — ich kann nicht so schnell laufen, wie andere — Sie werden gleich sehen — — — Nun, was sagen Sie dazu? — Ich verstehe Ihre Bestürzung vollkommen: wenn man nicht so auf der Bank sitzen sieht, denkt man nicht im Entferntesten daran, daß ich eine Krücke brauchen könnte — — Ich gebe Ihnen also den freundlichen Rath, wenn Sie künftighin eine junge Dame in einer ähnlichen Stellung, wie mich finden sollten, sie erst von allen Seiten gehörig zu begucken, ob sich nicht irgendwo ein Krückchen oder Stöckchen verbirgt, damit Sie Ihre Artigkeiten nicht umsonst verschwenden!“

„Aber ich bitte Sie —“

„Bitte, entschuldigen Sie sich nicht, daß Sie mir jetzt ein langes Gesicht machen — — o, ich habe schon öfter solche langen Gesichter gesehen — — Mein Gott, es ist ja doch auch ganz natürlich —“

Sie spielte mit der Krücke und lächelte, aber eine Thräne schimmerte dabei in ihren Augen,

„Haben Sie übrigens schon jemals eine so zierliche, ebholzgeschnitzte Krücke gesehen? — Es ist mein Spazierstock — und wenn mich eine Dame anwandelt, kann ich mir ein ebenso schönes, glänzendes Schild daran machen lassen, wie Sie da an Ihrem Stocke haben — mit Namen und Widmung —“

„Ich finde es geradezu entzückend, gnädiges Fräulein, wie heiter Sie die Sache nehmen!“

„Geiter? — Weil ich darüber lache? — Gut, Sie haben Recht — was kann man auch Besseres thun! — — Aber Sie verlieren Ihre Zeit hier — Sie haben ohne Zweifel Besseres vor, als mit einem hinkenden Persönchen zu plaudern. — Ich gebe Ihnen Urlaub!“

„Wirklich? — Und wenn ich nun nicht darum bäte?“

„Das wäre seltsam genug. —“

„Wenn ich Sie vielmehr bäte, mich um alles in der Welt nicht fortzuschicken —“

„Wie?“

„Wenn ich Ihnen sagte, daß ich noch nie ein engelgleiches Mädchen —“

„Sind Sie bei Trost? — Sie machen sich über mich lustig — das haben auch andere gethan — aber tausendmal geschickter als Sie — Sie haben nicht das mindeste Talent, sich zu verstellen; also machen Sie Ihren Fehler wieder gut — sagen Sie frank und frei, was Sie denken, was Sie denken müssen. —“

„Wollten Sie das wirklich hören?“

Das Mädchen erhob sich rasch. —

„Nein, ich danke,“ sagte sie, den Kopf zurückwerfend, „jetzt danke ich ganz entschieden. —“

Sie wandte sich zum Gehen.

„Sie sind mir böse? — Lassen Sie mich nicht so stehen! — Sie sind im Irrthum — ich bin der gutmüthigste Mensch von der Welt, der niemandem wehe thun will — und nun gar einem Mädchen, das — —“

„Das hinkt! — Ich will es Ihnen glauben — und nun: Adieu!“

„Darf ich Sie nicht führen?“

„Danke schön, das besorgt meine Krücke; so lange ich die habe, kann ich die Männerarme entbehren —“

„Werde ich Sie wiedersehen dürfen?“

„Ist das Ihr Ernst? Sie wollen mich wiedersehen? Das ist liebenswürdig von Ihnen — Sie sind ein galanter Herr — Sie würden auch zu einer höckerigen Dame sagen: „Werde ich Sie wiedersehen dürfen?“ — — Uebrigens zur Antwort auf Ihre Frage, mein Herr Ritter: Sie werden mich wiedersehen, jeden Morgen, wenn es Ihnen beliebt — auf dieser Bank — hier ist mein angestammter Platz. — — Adieu!“

Theodor folgte wie ein Träumender in ziemlicher Entfernung. Er sah, wie die junge Dame der Stadt zueilte und sich zu seinem großen Kummer bald im Menschengewühl des Markttages verlor.

II.

„Theodor! — He, Alter! 's ist Erwachenszeit — fünf Uhr vorüber — — Was, der Tausend! Schon aufgestanden und sich und fertig angezogen — das bedeutet Dein Ende!“

„Allerdings, Freundchen — für den alten Theodor mag es das Ende bedeuten — es ist wahrhaftig nicht schade um diesen Burschen!“

„Mir vollständig unverständlich, was Du da sagst. — Uebrigens Spaß bei Seite! — Ich habe für heute Abend etwas ganz Besonderes vorbereitet: eine Wagenpartie mit Damen — um sechs Uhr geht die Fuhre fort —“

„Wirklich? Und das ist abgemacht?“

„Abgemacht — unwiderruflich abgemacht — übrigens herrliches Wetter für'n derartiges Extravergnügen — — — Was zum Geier! Du hast wieder angefangen zu malen? — Hör 'mal, das finde ich außerordentlich komisch — solch' eine Katergrille — das wird zu lachen geben!“

„Ja, die Geschichte ist auch wirklich ganz ausnehmend lustig!“

„Ein Frauenzimmer — — Nicht übel, Theodorchen, gar nicht übel: Du hast ein paar Töne, die Dir vortrefflich gelingen, die Dir immer gelingen werden, die Du nicht verlernen wirst, obwohl Du ein ganz unverbesserlicher Faulpelz bist —“

„Gewesen! — gewesen, Friedrich! — es soll anders werden!“

„Stimmungen, Herzenskind — gute Vorsätze — Quartaner-moral! — Uebrigens ein ganz allerliebste Gesichtchen, das — — hat sie Dir gefessen?“

„Das hat sie allerdings — aber dennoch ist das hier mehr ein Phantasiestück — ein Erinnerungsblatt — — übrigens mir skizziert. — Ich will mich darüber machen, es groß auszuführen — und dann stelle ich es aus — — in vierzehn Tagen ist der Schlußtermin für die Ausstellung — also heißt es fleißig sein, keine Minute verlieren, nicht wahr, das siehst Du doch ein?“

Mit diesen Worten hatte Theodor die Staffelei ans Fenster gerückt und wieder an seiner Porträtstizze zu arbeiten begonnen.

„So etwas ist einfach greulich, nimm mir's nicht übel!“ begann der Freund, indem er sich ächzend auf ein Sofa warf.

„Willst Du eine Zigarre?“

„Danke schön, mir ist der Abend verdorben — daß Du, der frische, fröhliche Geselle — daß Du ein Stubenhocker, ein elender Streber werden willst — —! — Gott straf mich, das ist unmöglich — Du hast Dir einen schlechten Witz gemacht — jawohl, einen ganz verurtheilten Witz — hahaha! — jetzt kenne ich auch die Porträtstizze wieder — ein unralter Ladenhüter — und die unergleichliche Dame: ein Modell aus der Malklasse der Akademie — — und nun pinselt der neue Rubens hier ein bisschen, da ein bisschen nichtsagende Farbe auf. — Bravo, bravissimo! — Aber jetzt stelle Dein Meisterstück wieder in die Ecke und mache Dich fertig. —“

„Ich habe Dir gesagt, daß ich nicht mitgehen werde.“

„Du bist verrückt. —“

„Darin magst Du Recht haben, wenn Faulenzen Vernünftig sein ist. —“

Friedrich ging mit großen Schritten im Zimmer umher — er schien mit sich zu kämpfen. Plötzlich warf er sich wieder auf das Sofa und sagte halblaut, wie zu sich selber:

„Ich habe auch schon ganz erträgliche Bilder gemalt — da war zum Beispiel —“

„Die heroische Mondlandschaft.“

„Ja, wahrhaftig, Theodor — die konnte sich sehen lassen, was? — Schon als Skizze, he? — Ob ich sie ausführe —“

„In vierzehn Tagen ist der Schlußtermin.“

„O, das wird ja sauer werden, ich bin tüchtig 'raus — aber die Mondlandschaft verdient's — ich werde ohne Zweifel einen Käufer finden — 1500 Mark ist ein Lumpengeld dafür — aber sie werden ausreichen, meine dringendsten Schulden zu bezahlen — Die Idee ist wirklich ganz vorzüglich — — Aber heute kann ich doch nicht mehr anfangen — heute will ich noch einmal so recht ausgelassen lustig sein. — Adieu, mein Herz! — Laß Dich umarmen! — Du bist heute ein rechter Engel für mich gewesen!“

„Ich nicht,“ sagte Theodor lächelnd, indem er auf das Porträt zeigte, „hier ist der Engel!“

„Was in aller Welt — — Du bist wohl gar verl —“

„Stille!“

„Du willst heir —“

„Stille! — Ich denke, Du wolltest gehen?“

„Erst mußt Du mir beichten!“

„Nicht ein Sterbenswörtchen —“

„O, ich werde gleichwohl dahinter kommen, verlaß Dich d'rauf. — Eine hiesige?“

„Wenn hier der Himmel ist, so ist sie allerdings hier zu Hause!“

„Du bist entsetzlich verliebt. — — Ist sie reich?“

„Unermeßlich! Du kannst Dir kaum eine Vorstellung davon machen!“

„Na, dann gratuliere ich von Herzen. — Du bist ein Glückspilz! — Aber deswegen brauchst Du nicht zu denken, daß ich Dich beneide — — die Sache muß übrigens verteuelt schnell gegangen sein — — bis heute morgen noch geschworener Feind aller anständigen Weiber — und am Abend schon Bräutigam von intensiv ehemannlicher Färbung. — GefegneteMahlzeit! — Ade, empfehl mich Deinem Fräulein, holder Romeo!“

„Viel Vergnügen!“

Theodor war wieder allein. Er setzte sich behaglich, die Hände gefaltet, vor die inzwischen vollendete Skizze und betrachtete sie lange andächtig, wie ein rechter Verliebter. Die Augen schwelgten — auch der Mund meldete sich. Das Delbild war noch zu naß, um geküßt werden zu können. Theodor machte deshalb mit flinker Hand eine kleine Bleistiftzeichnung, mit der er sich dann bis zur einbrechenden Dunkelheit aufsBeste unterhielt.

III.

Theodor wanderte aufs Geratewohl in der Stadt umher. Er bildete sich ein, ein Glückskind zu sein — er hoffte, aus irgend einem der vielen Fenster müsse ihm endlich das Gesicht seines Mädchens entgegenlächeln. — aber es geschah nichts Derartiges. Einigermassen verdrießlich betrat er eine Gartenwirthschaft, um zu Abend zu essen. Er setzte sich an einen Tisch, wo bereits ein etwas altmodisch gekleideter Herr, mit einem schönen, durchgeistigten Greisenkopfe Platz genommen hatte. Ein leichtes Gespräch war bald in Gang gebracht. Der Alte sprach wenig, aber er hatte jene lebenswürdige Art zuzuhören, die für die Unterhaltung oft förderlicher zu sein pflegt, als Worte. Theodor hatte bald, als offener, gutmüthiger Mensch, seine ganze bisherige Laufbahn und seine ferneren Absichten dem Alten mitgetheilt,

der dabei bald nickte, bald den Kopf schüttelte, bald lächelte, bald sein Gesicht in bedächtige Falten legte.

„Wir haben viel Verwandtes, lieber Herr,“ begann er, als Theodor geendet hatte, „das heißt: ich finde mich in Ihnen vollständig wieder. Auch ich bin eine Art Künstler gewesen. — Manche sagen, daß ich's noch bin — ich habe eine tolle, fröhliche Jugend durchlebt, wie Sie — und ich kann Ihnen versichern, daß ich es bis jetzt noch keinen Augenblick bereut habe —“

„Sind Sie auch Maler?“

„Nein, aber Schriftsteller — oder Dichter, wie Sie wollen, — haben Sie zufällig 'mal etwas von K . . . gelesen, oder auf dem Theater gesehen? Das —“

„Sind Sie! — Nein, darüber bin ich ganz unbeschreiblich glücklich! — Lange schon habe ich mir gewünscht, Sie kennen zu lernen, aber wie ist das in einer so großen Stadt möglich, wo jeder nur mit seiner Nase verkehrt —“

„Da haben Sie Recht — das ist für Künstler das Allerverkehrteste! Deswegen gehe ich möglichst wenig zu Schriftstellerabenden und anderen Vergnügungen meiner Berufsgenossen, sondern pilgere lieber für mich allein und suche mit möglichst vielen, möglichst verschiedenen Leuten bekannt zu werden. Ich freue mich, daß ich auf diese Weise auch mit Ihnen bekannt geworden bin. Besuchen Sie mich, wenn ich bitten darf — ich werde dann Ihrem Atelier einen Gegenbesuch machen.“

„Abgemacht! — Mit Ihrer Erlaubniß komme ich gleich morgen — ich brenne nämlich vor Verlangen, die Häuslichkeit eines Dichters von Ihrer Bedeutung kennen zu lernen.“

„Dabei ist nicht eben viel zu sehen, besonders für einen Maler nicht. Aber kommen Sie nur — vielleicht im Laufe des Nachmittags, da bin ich sicher zu Hause!“

„Ich werde nicht verfehlen. — Gute Nacht!“

IV.

In der Frühe des andern Morgens eilte Theodor zu der bewußten Bank. Er kam zu zeitig — die Bank war noch leer. — Endlich schimmerte das helle Kleid durch die Büsche. Theodor sprang auf und eilte dem geliebten Mädchen entgegen.

„Sie sind schon da? Haben Sie lange gewartet?“ mit diesen Worten setzte sich das Mädchen auf seinen alten Platz.

„O, es ist nicht der Rede werth —“

„Uebrigens freue ich mich, daß Sie gekommen sind. Ich habe, offen gestanden, nicht daran geglaubt. Sie sind wirklich ein ganz vollendeter Cavalier!“

„O, wenn Sie wüßten, wie gern ich gekommen bin! — Darf ich gleichwohl um eine Belohnung bitten?“

„Nun?“

„Wollen Sie mir Ihre Hand zum „Guten Morgen“ geben?“

„Da! Sie haben es redlich verdient!“

Theodor ergriff die dargereichte Hand mit vieler Wärme und küßte sie leise. Das Mädchen erröthete und erblaßte bei dieser Berührung. Ihre Augen begegneten den seinigen. Ein tiefes Stillschweigen trat ein — nur die Heimchen zirpten und die Fliegen summten in der Morgensonne.

„Heute werden Sie nicht lesen, nicht wahr?“ fragte Theodor endlich.

„Warum nicht — — Wo ist mein Buch? — Sehen Sie, das habe ich zu Hause gelassen —“

Theodor lächelte.

„— ganz zufällig, natürlich — es ist wirklich schade: ich hatte mir einige Stellen angemerkt, die ich Ihnen zeigen wollte. — — Womit werde ich nun die Zeit ausfüllen?“

„Mögen Sie Geschichten hören?“

„Das kommt darauf an. — — Können Sie wirklich welche erzählen?“

„Eine einzige, für mich die belangreichste — ob für Sie allerdings von Interesse, ist sehr fraglich — es ist meine eigene.“

„Ihre Geschichte? Und die wollen Sie mir erzählen?“

„Ist das etwas Wunderbares?“

„Nein, ich will nichts mehr wunderbar nennen! — Ich verspreche Ihnen, daß ich andächtig zuhören werde —“

„Wirklich? — Andächtig? —“

„Aber Sie müssen mir dagegen versprechen, nur Wahrheit zu erzählen — das ist schwer, ich kann es mir denken — aber nur unter dieser Bedingung will ich Ihre Geschichte hören!“

„Gut, das verspreche ich Ihnen gern. — Ich wurde unter den äußerlich „glücklichsten“ Verhältnissen geboren. Mein Vater war ein reicher Fabrikant, ein rechter Kaufmann. Ich, als der einzige Sohn, sollte das Geschäft später übernehmen, und, so wenig ich auch selbst daran Geschmack finden mochte, mein Vater that alles, um mich zu einem tüchtigen Kaufmann heranzubilden. Ich hatte andere Neigungen, ich besaß Anlage zum Zeichnen und wollte Maler werden. An meinem Konfirmationstage entdeckte ich dem Vater meinen Entschluß. Er wurde als eine knabenhafte Grille belächelt. Zufälligerweise besuchte uns kurze Zeit nachher ein Freund meines Vaters, der in der Hauptstadt einen Ruf als tüchtiger Landschaftsmaler hatte. Nach dem Mittagessen — die Herren hatten viel Wein getrunken — erinnerte sich mein Vater meiner Künstlerträume — lachend hieß er mich die besten meiner Zeichnungen dem sachkundigen Freunde zur Beurtheilung vorlegen. Mir ahnte nichts Gutes, als ich das farbstastische Gesicht meines Richters sah und ich erklärte, — ich weiß nicht, woher ich die Kühnheit nahm — daß ich allein von einem Historienmaler mich beurtheilt sehen wolle, daß der Ausspruch eines Landschaftsmaler für mich nicht von der mindesten Bedeutung sein werde. Der Maler warf mir einen giftigen Blick zu. Mein Vater brauste auf, nannte mich einen dummen, naseweisen Jungen, und ich mußte, wohl oder übel, meine Bildchen herbeibringen. Der Maler hatte die kleine Sammlung, die vielleicht fünfzig Stück zählen mochte, in weniger als drei Minuten durchblättert — er sagte kein Wort darüber, sondern begann mit meinem Vater über irgend einen anderen Gegenstand ein Gespräch. Blutrath vor Scham und Entrüstung ging ich auf mein Zimmer und weinte bitterlich. Meine gute Mutter kam zu mir, um mich zu trösten, aber bald weinte sie mit mir, und so wurde es mir klar, daß sie nicht glücklich mit meinem Vater lebte. Von dem Augenblicke an liebte ich meine Mutter doppelt und dreifach; meinem Vater ging ich so viel als möglich aus dem Wege. Als ich achtzehn Jahre alt geworden war, sagte mir der Vater eines Tages, daß es sich für einen erwachsenen Kaufmann nicht wohl schiede, neben seinem Berufe Alotria zu treiben. So nannte er meine malerischen Studien, denen ich noch immer in meinen Mußestunden mit größtem Fleiße oblag. Das Malen sei eine kostspielige und zeitraubende Spielerei. — Ich wollte etwas erwidern, aber meine Mutter winkte mir zu schweigen. Ich ging also, ohne ein Wort zu sagen, nach meinem Zimmer. Ich stieß in einem Anfälle von Wuth meine Staffelei um, zertrat das Bildchen, das darauf stand, und das ich unter den Augen meiner Mutter, die einen ungemein richtigen Blick für das Malerische-Schöne besaß, entworfen hatte. — Plötzlich kam meine Mutter todtenbleich hereingewankt und sank erschöpft auf dem Sofa nieder. Sie hatte, wie sie mir mit matter Stimme erzählte, für mich gesprochen, und bösen Dank geerntet. Ich kniete mich zu ihr nieder, um sie zu lieblosen — da quoll mir ein Strom heißen Blutes aus ihrem Munde entgegen — ich schrie um Hülfe — das Hausgeinde kam — mein Vater kam — es wurde nach Aerzten geschickt. — Zwei Stunden später kniete ich am Todtenbett meiner Mutter — mein Schmerz war grenzenlos. —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Unterwegs.

Eine ernste Skizze von Paul A. Kirstein.

Von der Schule aus gingen sie, wie so oft schon, zusammen nach Haus, der alte Oberlehrer Professor Walter Rindel und der junge „ordentliche“, der Dr. Richard Kern.

Sie hatten jeder ihre fünf Stunden hinter sich und schlenberten abgesehen und müde, von der Hitze noch ganz besonders bedrückt, durch die Straßen.

„Schade, daß das Thermometer nicht die vorschrittsmäßige Höhe erreicht hat“, seufzte der Professor und zog das rothgewürfelte Tuch aus der mächtigen Rocktasche. „Man hätte so schön die Schule schließen können.“

Sein junger Kollege lachte. „Ja . . . zwei Grad fehlten noch, aber geschadet hätte es wirklich nichts. Hätten die Zungen später etwas weniger Griechisch zu vergessen gehabt!“

„Na . . . und meine Logarithmen? Was meinen Sie, wie viel besser man die von den Tafeln liest, anstatt sie selber auszurechnen! He . . .“

Und ganz einig mit einander gingen sie weiter.

„Ein Glück, daß bald Ferien sind —“

„Ja . . . weiß der liebe Himmel! — Wo gehen Sie übrigens hin, junger Kollege?“

„Wenn ich das wüßte! — Sie fahren wohl wieder nach Diebenow?“

Der Professor nickte ernst; für die harmlose Frage fast zu ernst.

„Ist Ihnen das nicht langweilig? In jedem Jahr das selbe —“

Und wieder schüttelte er den Kopf.

Dann sagte er . . . fast mit einem Seufzer:

„Die Gewohnheit ist alles. Und wenn man Kinder hat wie ich, dann probirt man nicht mehr. Dann nimmt man, was man kennt, und freut sich, wenn es einem Gesundheit und neue Frische bringt. Man muß sich für seine Familie erhalten! Das ist schließlich die einzige Verantwortung, die man als Ehemann auf sich nimmt, besonders — in unseren Verhältnissen! In Ständen, in denen der Luxus nicht zu Hause ist.“

Der junge Doktor erwiderte nichts. Nachdenklich schritt er aus und pfiß dabei leise vor sich hin, wie er es immer that, wenn ihn etwas bewegte.

Erst als sie in der nächsten Straße waren, begann er wieder:

„Ich reiste ja diesmal am liebsten allein.“

„Wie?“ Der Professor blickte erstaunt zu ihm hinüber.

„Sie wollen Ihre junge Frau hier in der dumpfen, staubigen Stadt allein lassen?“

„Nein, nein! Auch sie soll fort! Nur — nicht zusammen möchte ich reisen. Wir haben sonst . . . sonst beide keine Freunde und Erholung.“

„Hm . . .“ Der Professor glättete sich seinen vollen Bart und senkte seinen Kopf tief auf die Brust.

„Und warum . . . wollen Sie allein, Kollege —“

„Weil — Nun, ganz ehrlich gestanden, Herr Professor: Wir streiten uns zu viel. Schon jetzt, wo wir doch eigentlich nur nachmittags zusammen sind, schon jetzt kommt es fast täglich, um die geringste Kleinigkeit, um Dinge, über die andere, ohne ein Wort zu verlieren, hinweggehen würden, um Sachen, die wirklich keinen Athemzug werth sind zum Streit. Und man wird so zaghaft dadurch. Man traut sich kaum noch etwas zu erwähnen. Man wird verbittert und grämt sich. — Ich habe wirklich Furcht, wenn wir den ganzen Tag über in den Ferien zusammen

find, wir reiben uns auf und kehren als die bittersten Feinde zurück. Ein paar Wochen Trennung — gleicht vielleicht das alles wieder aus.“

Er athmete tief und fuhr sich mit den Fingern über die Augen, als läge dort ein dichter Schatten.

„Sie haben aus Liebe geheiratet, nicht Kollege?
Spre ich nicht, so waren Sie fünf volle Jahre verlobt, und haben mit der Hochzeit gewartet, bis Sie die Anstellung hatten, nicht wahr?“

Der Doktor bejahte langsam.

„Sonderbar. Doch immer im Leben das Gleiche!“ Er schüttelte den Kopf, als begriffe er es nicht. Doch noch ehe der Doktor etwas antworten konnte, blieb der Professor stehen und reichte ihm seine rechte Hand. Seine müden, glanzlosen Gelehrtenaugen bligten sanft und weich durch die scharfen Brillengläser.

„Wenn ich Ihnen rathen kann . . . reisen Sie mit Ihrer Frau zusammen! Reisen Sie, wo Sie noch niemals waren, wo es so schön ist, daß Ihrer beider Herzen weich werden, und genießen Sie diese Schönheit dann zusammen, mittheilsam und aus der vollsten Seele heraus. Sie glauben gar nicht, wie wunderbar das wirken kann!“

Sie waren am Scheidepunkt. Sie reichten sich noch einmal die Hände — dann gingen sie von einander. In ihnen beiden tanzten die Gedanken. —

In den nächsten Tagen sahen sie sich nur selten. Ihre Stunden lagen nicht gleichmäßig, und die Hundstagshitze brachte den so erschnuten Frühsschluf der Schule.

Eigentlich erst am Tage der Zensurenvertheilung fanden sie sich auf dem gemeinsamen Nachhauseweg wieder zusammen. Aber noch zwei Kollegen gingen mit und scherzten über den Oberlehrer, der nun zum fünfzehnten male schon nach Diebenow ging.

„Nach Diebenow! Es ist eigentlich toll, alter Herr!“

Der lachte dazu. „Wissen Sie Kollege — diesmal hätte ich von Ihnen eine neue Bemerkung erwartet, denn das mit der Tollheit . . . das sagen Sie mir eigentlich auch schon im fünfzehnten. Haha!“

Sie scherzten und lachten, froh, die anstrengenden Pflichten für ein Weilchen vergessen zu können.

Als sie fort waren, hatten die beiden nur noch eine kurze Strecke gemeinsam. Sie füllten sie mit harmlosen Bemerkungen.

Erst beim Abschied fragte der Professor leis: „Na — und reisen Sie nun . . . allein?“

Der Doktor schüttelte den Kopf.

„Nein, wir gehen zusammen nach Almenau.“

„Recht so, recht so!“ Der alte Herr war ganz ehrlich erfreut. Er klopfte dem Jüngeren warm und freundlich auf die Schulter und drückte ihm noch einmal so fest die Hand, wie er es sonst selbst in seinen besten Momenten nicht gethan.

Raum acht Tage waren vergangen. Der alte Professor saß wieder in seiner alten Stammwohnung in Diebenow, auf dem kleinen Berg, der ordentlich trugig gegen die See hinragte.

Er hatte gerade mit seiner Frau und seinen Kindern im Garten zu Abend gespeist, Plundern und harte Eier, sein Lieblingsessen im Sommer. Und das hohe Deckelglas, das er noch aus seiner Studentenzeit besaß, stand mit dunklem Bier gefüllt vor ihm, und die lange Pfeife brannte gut, und die hellblauen Wolken, die er ihr entlockte, mischten sich in den kühlen Dunst des Abends, und die Weisen zirpten um ihn herum, und der Himmel war so klar und feierlich . . . ihm wurde es weit um das alternde Herz, und behaglich legte sich die Ruhe auf sein Gemüth, als hätte sie Sinn dafür, daß sie zum Leben nöthig war.

Die beiden Kinder waren längst wieder zum Strand gelaufen. —

Nur er saß noch, er und seine Frau . . .

Und im Gefühle seiner augenblicklichen Glückseligkeit reichte er seiner Gattin die Hand.

„Ist's nun nicht schön, Marie? Ist's nicht so, als lebte wirklich hier der Frieden, hier — wo wir beide ihn einst mit so viel Kampf, mit so viel Leid gefunden?“

Seine Augen schimmerten feucht . . .

„Alterchen, Mann — kannst Du's immer noch nicht vergessen?“

Sie stand auf und schlang den Arm über seine Schultern. Und die Hand des anderen fuhr so liebevoll und bedächtig durch die grauen Strähnen, als nähmen sie alle Last, alle Sorgen dort hinweg.

„Es sind doch schon fünfzehn Jahre her!“

Er hielt ganz still und rückte nicht mit seinem Kopf.

„Wenn auch, Mariechen, wenn auch! Wenn's auch zum Glück für uns gewesen, wenn's auch schon längst vergeben und wieder gut gemacht — vergessen habe ich es nicht! Und oft im langen Lauf des Jahres, wenn mich der Aerger oder Zorn mal gepackt — —“

„Aber es ist ja nicht wahr, Alterchen! Du bist ja gut und lieb!“

Er winkte ab mit der Hand „St . . . st . . . laß gut sein, Kind. Ich kenne mich. Wir Männer bringen alles, was uns draußen trifft, nach Haus . . .“

„Das ist doch gut so, Mann. Das ist der größte Stolz für jede Frau.“

„Ja, ja. Aber es macht uns oft ungerecht. Und siehst Du, wenn ich das dann einsehe, dann muß ich immer wieder an jene trüben Stunden denken, dann wächst die lieblose Schuld in mir, und — und . . .“

Er konnte nicht weiter sprechen. Fest preßten sich die Lippen der Frau auf seinen Mund, daß auch kein Wort mehr ihm ent schlüpfte.

„Ich war doch auch mit Schuld! Ich konnte auch nicht nachgeben. Ich — ich —“ Sie stand mit gefalteten Händen vor ihm, und sah ihn bittend an. „Sprich nicht mehr davon, Walter! Du hast mir so viel Glück in's Leben gebracht, daß ich beschämt bin —“

„Beschämt?“

Sie nickte mit dem Kopf.

„Weil ich's Dir kaum vergelten kann.“

Die lange Pfeife sank plötzlich lautlos in's Gras. Von der Bank aber sprang der alte Professor und zog seine Frau an sein Herz.

„Ach Du — Du . . .“

Dann nahm der Professor sein Deckelglas, klappete fest und energisch die silberne Kappe in die Höhe, und trank, ohne ein Wort zu sagen, seiner Frau einen guten „Halben.“

„Proßt, Alterchen! Das war ein schöner Zug. — Nun aber wart! Nun bringe ich Dir Deinen Hut und Stock — dann gehst Du noch zum Strand. Ich komme Dir vielleicht noch nach . . .“

Und würdig, in tiefen Gedanken schritt der Professor den kleinen Berg hinab.

Dicht am Rande hielt ihn plötzlich jemand an.

Er erkannte ihn erst kaum. Dann aber prallte er wie entsetzt zurück.

„Dr. Kern, Kollege . . . Sie hier?“

„Ja, Herr Professor! Ich kam mit dem Abendzug.“

„Und — allein?“

Er bejahte, indem er den Kopf tief herabsenkte. Plötzlich aber warf er die Arme in die Höhe und schrie, daß sich die Spazier-

gänger sehen umfahen: „Ich hielt's nicht mehr aus! Es war unmöglich, entseßlich!“

Der Professor mahnte zur Ruhe. „Nicht hier, Kollege, nicht hier! Warten Sie! Ich will nur meinen Kindern . . . Meiner Frau wegen . . .“

Er stürmte ganz selten eilig durch den Sand.

Dann nahm er den jungen Kollegen unter den Arm, und führte ihn weit ab zur vereinsamten Düne.

Traurig stand er vor ihm. „Was war denn mir? Was trieb Sie denn fort?“

Und der andere, als hätte er sich's schon oft wiederholt: „Es ging nicht länger, es ging beim besten Willen nicht! Vom ersten Tage, wo wir in Ilmenau waren, begann es wieder. Immer Streit und Ärger, immer Verdruß und Zerwürfnisse. Meine Frau wurde täglich reizbarer, sie machte mich nervös und verdrießlich — wir hatten keine ruhige Stunde mehr.“

„Haben Sie denn nicht bedacht, daß der Wechsel in der Lebensweise, in der Umgebung unser Gleichgewicht oft stört. Daß gerade die Natur, wie sie dort mit ihren Bergen und Bäumen, mit dem Unergründlichen der Wälder, mit der Veränderung der Luft sich giebt, uns erst recht verwirrt?“

„Ja — ich habe es bedacht, und habe mich bemüht, es mit der größten Freundlichkeit wieder auszugleichen . . . aber es ging nicht — es ging auf keine Art!“

„Um . . . Und Ihre Frau? Weiß sie, daß Sie fort sind?“

„Ich hab's ihr gesagt.“

„Um . . . und sie ließ Sie fahren?“

„Sie weinte nur und sagte nichts.“

„Sie — weinte . . . und Sie konnten fort? Sie konnten — Sie . . . weinend —“

„Ich mußte mir keinen Rath mehr — und ich hielt es nicht mehr aus.“

Der Professor starrte auf das leis gurgelnde Wasser hinaus. Bedächtig sagte er dann: „Sie haben vielleicht nicht unrecht.“ Und mit vollem Blick zu seinem Begleiter: „Wissen Sie eigentlich, warum ich immer — immer hierher fahre? — Weil ich auch einmal vor meiner Frau ausreiß, und ihr an Schuld aufbürdete, was zum mindesten zur größten Hälfte mir zukam. Genau so wie — Sie!“

„Herr Professor!“

„Wie — Sie! Sehen Sie, wir waren damals ein kinderloses Ehepaar, trotz der vier Jahre nach unserer Hochzeit. Auch wir hatten uns brennend lieb, aber auch wir hatten für das große Maß unserer Liebe keine Ablenkung, keine Theilung, die unser Fühlen erneuern und verstärken konnte. Und auch wir quälten uns damit, weil wir uns beide so unendlich schätzten, daß wir mehr verlangten, als wir jeder dem andern geben und erfüllen konnten. Genau so — wie bei Ihnen und Ihrer Frau.“

„Das — kann wohl — sein . . .“

„Damals waren wir in den Ferien hierhergefahren. Und die großen Wünsche, gesteigert durch das Neue, sie sollten hier in Erfüllung gehen. Und auch wir waren enttäuscht! Und auch ich reiste plötzlich fort, nach Streit und Ärger und nach Verdruß, und verließ meine Frau unter Thränen, wie Sie . . .“

„Am andern Tage schrieb ich ihr, mit all den wohlfeilen Gründen, die Sie wahrscheinlich auch in petto haben. Wie eine kurze Trennung uns beide gut thun wird, wie unserer beider Nerven erst wieder ruhig und gesund sein müßten, wie wir dann unser Leben auf anderer Basis anfangen müßten u. s. w. u. s. w. So halb anklagend, halb verzeihend und fozusagen vernünftig geschrieben.“

„Drei Tage wartete ich vergebens auf Antwort. Am vierten depeßchirte ich nach Haus und hierher — wieder nichts. Und Ärger über mich und Unruhe mischten sich in diese Ungewißheit.“

Schließlich hielt ich's nicht mehr aus. Ich fragte bei Freunden an — sie wußten nichts . . .“ Er seufzte tief. „Da eilte ich wieder hierher —“

Seine Augen ruhten milde auf seinem Nachbar. „Ich fand meine Frau in einem schweren Fieber. Fremde weilten an ihrem Bett, Fremde pflegten sie — —“

Der junge Doktor zuckte zusammen.

„Ich will Sie nicht mit den Vorwürfen quälen, die ich mir machte. Von jener Stunde aber nahm ich meine Liebe — wie man zu sagen pflegt — in meine Hände. Mit unendlicher Nachsicht lenkte ich unser Leben, kein böses Wort kam über meine Lippen mehr — ich lernte mich beherrschen, und mein Beispiel wirkte auf meine Frau. Und wir sind so glücklich dann geworden, wie wir es geträumt. Allein — und mit unsern Kindern erst recht!“

Da sprang der andere auf. „Was — was soll ich mir? Zurück jetzt fahren . . .“

„Nein! Nicht zurückfahren. Depeßchiren Sie, und zwar sofort. Rufen Sie Ihre Frau hierher. Schreiben Sie, es wäre hier schöner, gesünder — und glauben Sie, die eine Nacht, wo Sie beide im Bösen getrennt sind, sie ist der Punkt, wo Sie beide den Ernst im Leben spürten. Sie wird Ihnen beiden — die Heilung erleichtern!“

Mit hastigen Schritten lief ein junger, erregter Mann durch den stillen Ort zum Telegraphenamt. —

(Nachdruck verboten.)

Der Mensch im Bade.

Eine sommerliche Studie von Georg Buch.

Eine Legion würdiger Mediziner hat bereits jeden Kurort mit fürchterlicher Gründlichkeit auf seine topographischen, klimatischen, balneologischen, hygienischen, botanischen und zoologischen Vorzüge mikroskopisch untersucht. Es ist sonnenklar bewiesen, daß jeder Kurort ein Paradies ist, in dem sich alles vereint findet, was auf Herz und Sinne wohlthätig und belebend einzuwirken vermag. Wer vier oder sechs Wochen ein wahres Götterleben führen und wieder ein patentier Mensch werden will, kann also nichts Besseres beginnen, als mit wohlgespicktem Portemonnaie ein solches Paradies in beschleunigter Geschwindigkeit aufzusuchen.

Die praktische Frau Wilhelmine Buchholz seligen Andenkens hielt für die besten Paradiese die einsamen Fischerdörfer an der Ostsee oder die stillen Nester im Gebirge, weil der Respekt vor einem Nickel dorten noch ein außerordentlicher sei und „die ganze Bevölkerung vor Freude Kopp stehe, wenn die gebildete Berliner Familie mit hundert Mark und dem Petroleumkocher hoffnungsfroh und thatendurstig heranrücke.“ Leider sind diese idyllischen Stätten äußerst selten geworden und meist auch nur mit einem ganz gewöhnlichen Pumpenheimer begnadet, dem der Doktor eine heilende Wirkung auf reparaturbedürftige Herzen, Mägen, Zungen, Leber und Nieren nicht zuerkennt. Wirklich heilend sind bekanntlich nur die salzig, bitter, sauer, schweflig, faulig, überhaupt mehr oder weniger scheußlich schmeckenden Wasser, so daß Kollege Blumchen aus Pirna bei „Dräsen“ jeden Morgen an Kurbrunnen stöhnte: „Gott verthimian, ich habe Sie zwar enen Durßcht von finshundert Heringskraft, aber so ä baar Debbchen Gesundheetswässerchen sinn, weßß Knäbbchen, vor tebildete Menschen 's reene Gifde.“

Auch Frauen vom Schlage der Buchholzen sind nur noch spärlich vertreten, denn die meisten, welche an eisernen Nerven leiden und diese in solche von Stahl verwandeln möchten, ziehen das sogenannte „Weltbad“ vor. Das Leben im Weltbade ist den

Nerven bei weitem zuträglicher, gegen Melancholie das beste Mittel und für den niedergebengten Geist ein wahres Labfal; man amüsiert sich besser, vergißt im Handumdrehen seine Leiden, kann sich ein größeres Mir geben, sieht mehr, wird selbst mehr gesehen und kann sich später rühmen, mit irgend welchen Berühmtheiten an einer Tafel gespeist zu haben. Nicht zu vergessen die Toiletten — sie kommen bedeutend eindrucksvoller zur Geltung. Und wie viele Toiletten! Der Inhalt eines Modemagazins ist nichts dagegen. Jeden Tag eine andere! Ach was, eine? Nein, viere! „Oh, Männli,“ schreibt sie an den Gatten, „ich behelfe mich hier mit zehn Roben, zehn Blousen und zehn Mantelets. Trotzdem redet das ganze Bad von mir. Sie ahnen nicht, wie ich es mache. Du weißt, wie findig ich bin. Also höre: zu jeder Robe trage ich zehnmal ein anderes Mantelet und zehn- und zwanzig multipliziert mit zehn giebt zweihundert. Du siehst, wie sich auch mit geringen Mitteln Hervorragendes leisten läßt, wenn man nicht gerade auf den Kopf gefallen ist. Dein getreues Chamäleon.“ Und sie ist wirklich ein Chamäleon: morgens am Brunnen erscheinend, sie in duftiger Wolke von Battist und Spitzen, mittags zum Diner in knisternden Seidenjupons und prächtiger Seidenrobe, nachmittags zum Konzert in extravaganter Pariser Toilette und abends im Theater in lang wallender Schleppe.

Doid hat schreckliche Metamorphosen geschrieben, die das Entsetzen jedes gesinnungstüchtigen Tertianers wachrufen, aber gegen die Metamorphosen von Madame im Weltbade sind sie wahre Muster von Einfachheit. Madame bildet sich zur Fee aus, die bezaubern will. Freilich, der Seidengeld, zumal er durch die Seiden- und Seiden-Deurs, Gürtel, Schirme, Fächer, Strümpfe, Strumpfbänder, Korsets und andere unaussprechliche Interna noch gesteigert wird. Doch als Wesen höherer Art vier bis sechs Wochen angestaunt und als Milliardärin verehrt zu werden, ist so himmlisch, daß dagegen die Kosten als lachhafte Bagatelle erscheinen.

Es ist erklärlich, daß auch der edle Gatte, der entsagend daheim geblieben ist, an böse Zauberei glaubt, denn die Schätze seines Arnheims vermindern sich mit kourierzugsartiger Geschwindigkeit. Das „Männli“ in den Briefen, das ihm anfänglich so wohlklingend und befestigend in den Ohren gelegen hat, verliert äusserst schnell an Kurswerth und wird schließlich nicht mehr notirt. Nunmehr entpinnt sich jene Korrespondenz geharnischter Sonette und lapidarster Mittheilungen, die darin wurzelt, daß er behauptet, viel zu viel Geld zu senden, während sie betont, daß es viel zu wenig sei. Das Resultat aus dieser Divergenz der Ansichten ist die Ueberzeugung, daß der Standesbeamte viel häufiger falsch verbindet, als der Telephonbeamte. Beide leidende Parteien theilen sich ihre wichtige Entdeckung brüthwarm in der Ueberzeugung mit, gegenseitig erschütternden Eindruck zu machen. Aber das Schicksal aller Entdeckungen ist, zu Lebzeiten der Entdecker nie so recht gewürdigt zu werden. So geht es auch in diesem Falle: keiner hält die Entdeckung des anderen für neu und wichtig genug, um von ihr großes Aufheben zu machen.

Die Gerechtigkeit gebietet, einzugehen, daß die Unthaten des Gatten, falls er ins Weltbad zieht, gleichfalls Legion sind. Abgesehen davon, daß er auf die Verhöhnung seines Ichs Annummen verwendet, Rosen mit den längsten Stielen engros einläuft, zweispännige Lohnfuhrwerke elegantesten Zuschnitts ins Rollen bringt, bezüglich der Table d'hôte die Geflüste eines Lucullus hervorkehrt, den theuersten Wein wie Wasser trinkt und sogar in Heidsieck-Monopol und Beauve Cliquot Libationen darbringt, ist auch sein Gebahren gegen Damen ein anderes als daheim geworden: seine Mundfaulheit, Trägheit und Anlust sind geschwunden und er entwickelt eine Galanterie, die sogar die vielgerühmte der altfranzösischen Marquis aus der Zeit Ludwigs XIV. und XV. übertrifft. Er umschmeichelt junge Damen

mit den feinsten Liebenswürdigkeiten, ist sanft wie eine Taube, aufmerksam wie ein Berliner Schuhmann im Friedrichshain, unterhält mit Lammesgeduld alte Tanten, ist ganz sprungbereiter Dienstmann, bleibt immer unterthänigst einen halben Anstandsschritt hinter Damen zurück, gewährt jedem weiblichen Wesen an Thür und Thor bescheiden den Vortritt, erklimmt elastisch wie eine Gense mit Fräulein Dorchchen die steilsten Berge, schiebt und zieht, wenn es leider sein muß, auch Dorchchens Mutter, Großmutter und Tanten kraftvoll hinauf, schleppt im glühendsten Sonnenbrande das ganze weibliche Gepäck, bestehend in Sonnenschirmen, Mäntelchen, Shawls, Plaids, Tüchern, Körbchen, Täschchen, Packetchen, Krinstechern, mit höchstem Entzücken und versichert auf Ehre, daß er noch zehnmal mehr laden kann, zahlt für die ganze Gesellschaft Wagen, Kakao, Chocolade, Selters, Kaffee, Limonade, Milch und Gebäck, erklärt solchen Ausflug für idealschön und hinreißend, ist immer au fait und in contenance, ganz lebendiges Lexikon aller „Stücke“, Opern, Operetten, Arien, Divas, Dichter, Maler, Regenten, Prinzen, Prinzchen und Prinzchen, kennt jeden Stammbaum bis zu den Urbätern und jedes Regiment, ob es in Hinterpommern oder in der Polakei stehe, und ist ein unfehlbares Musikbureau über lohnenswerthe Touren, neu erbaute Ruinen, romantisch forrirte Grotten, zwölf Meter dicke Rieseneichen, fürchterliche Felsen, wild bewaldete Maulwurfsbügel und die ungeheure Fülle idyllischer Ruheplätze, welche auf Laura, Dorchchen, Fränzchen, Else, Frieda, Toni, Martha, Anna und andere Kunst- und naturbegeisterte junge Schönheiten getauft sind, die hier auf Elephantenpapier in Honig- und Wasserfarben mit schrecklicher Bravour die reizende Gegend getuscht haben.

Es herrscht nur eine Stimme: Herr von Meyer ist ein entzückender Mann! Alle Damen schwärmen für ihn und jede nennt ihn „ihren Meyer,“ wiewohl er daheim eine stattliche Frau Meyer und ein kleines Rudel junger Meyers sitzen hat. Mit erstaunlicher Gewandtheit weiß er die Existenz dieses häuslichen Glückes zu verschweigen und sogar den ominösen Ring, der sich leider nicht mehr abstreifen läßt, zu verbergen. Es fehlte nicht viel, so würde sich Herr von Meyer im Weltbade nochmals verloben. Verschiedene spekulativ und strategisch veranlagte Mütter überreifer Töchter haben ihn schon längst als brillantes Angriffsobjekt in den Vordergrund ihres Feldzugsplanes gestellt und ihm die Freuden der Ehe mit den glühendsten Farben Tizians und Rubens Tag für Tag ausgemalt. Sie warten mit Schmerzen, daß es endlich zu jenem erlösenden Klappen komme, dessen Töne in dem seligen Zusammensinken Meyers und der Tochter und in dem Beglücken der theuren Braut mit einem möglichst kostbaren Brautgeschmeide oder einem der Meyerschen Rittergüter bestehen werde. Aber auch in diesem Falle weiß Herr Meyer allen Fußangeln, Fallstricken, Schlingen und Wolfsgruben mit fabelhafter Geschicklichkeit zu entgehen und ungefährdet den D-Zug zu gewinnen, der ihn als „völlig genesen und neu gestärkt an Körper und Geist“ nach Hause in die Arme der bereits mißtrauisch gewordenen, nun aber völlig versöhnten Gattin zurückführt. Im Weltbade aber rufen die trauernden Hinterbliebenen noch lange: „Haben Sie nicht den kleinen Meyer gesehen?“

Es ist die alte Geschichte: im Bade ist der Mensch ein anderer. Zum Bewußtsein seines hohen Werthes gelangt er schon beim Einzuge, wenn ihn fünfzig Hausknechte wie heißhungrige Wölfe bewillkommen, ihm der eine den Paletot, der zweite das lederne Täschchen, der dritte den Stock, der vierte den Schirm, der fünfte den Baedeker dienstfertig zu entreißen sucht und jeder dieser Braven auf Grund des entrissenen Inventarstückes berechtigt zu sein glaubt, ihn nach einer besonders komfortabel eingerichteten Villa zu verschleppen. Ueberall wird er mit einer Zuborkommenheit behandelt, als sei er glücklicher Besitzer von mindestens

zwanzig Silberminen und ebenso vielen fetten Plantagen. Für seine Bequemlichkeit wird in einer Weise gesorgt, als ob er direkt aus einem Sklaven-bevölkerten Serail komme. Adels- und Standesprädikate werden ihm schneller als in San Marino und noch dazu gänzlich kostenfrei in Fülle gespendet, bis er schließlich selber nicht mehr weiß, wer er ist. Seinen Worten wird mit einer Aufmerksamkeit gelauscht, als seien sie der salomonischen Weisheit bedeutend über. Kurzum, der nationalökonomisch gebildete Kurhalter betrachtet ihn als ein „Objekt“ von außerordentlich hohem Werthe, das dazu da ist, neue Werthe im Kurorte zu erzeugen.

Wenn unter solchen günstigen Verhältnissen Frau von Meyer den vertrauten Kehrbesen durch die Schleppe ersetzt und mit ihr den Kurgarten reinigt, wenn sie von der häuslichen Dienerschaft wie von einer unübersehbaren Schaar betretter Johannis redet, wenn sie von ihrem „Palais in unmittelbarer Nähe des Hofes“ glänzende Schilderungen entwirft, wenn sie in überschäumender Phantasie das geschäftliche Dreirad sammt Kasten in einen prächtigen Landauer mit Bierern umwandelt, und wenn Herr von Meyer nur noch bei seinen unbekanntem Ahnen schwört, die Lichtdrucke an den Wänden seiner Gemächer mit echten Menzels und Liebermanns verwechselt und seinen Rennstall für derart umfangreich erklärt, daß ihm der Athem ausgehe, sobald er in ihm herumrenne: wer will einen Stein auf beide Schwerenöter werfen?

Unleugbar, das Milieu des Weltbades leitet zur Ueberhebung und zum Größenwahn hin, es sei denn, daß die Herrschaften festen Charakter besitzen und mit praktischem Sinn ausgestattet sind. Und der Wahrheit die Ehre: „die von Meyern“ sind im deutschen Badepublikum zu zählen. Wir haben insbesondere gar keinen Grund, unsere theuren Frauen zu verlästern. Es steht bombenfest, daß sie sich zur Kräftigung ihrer ewig angegriffenen Nerven nur der nothwendigsten Mittel bedienen und sich, soweit es angeht, nur mit Klugheit, Anmuth und Schönheit schmücken. Zu ihrer Klugheit gehört, daß sie unseren vernünftigen Vorstellungen, Sparsamkeit im Bade walten zu lassen, sofort das Ohr leihen, wenn sie aus diesem den Brillantohrering vorsorglich entfernt haben, und daß sie unsere Wünsche, auf der Kurpromenade die Augen bescheiden niederzuschlagen, freudig in der entzückenden Erwartung erfüllen, irgend welche Herren von Meyer huldigend zu ihren Füßen zu sehen. Nicht zu vergessen, daß ihre Anmuth und Schönheit die pompösen Prachtroben in einer Weise überstrahlen, daß diese erst ins Gewicht fallen, wenn wir Männer sie bezahlen müssen. Sicherlich, eine solche Frau kann jeder Gatte unbeforgt ins Weltbad ziehen lassen; sie wird keine andere werden, sondern bleiben, wie sie ist. Denn die ewige Wahrheit lautet: Weiß und Koketterie sind eins.

(Nachdruck verboten.)

Räthsel.



Kapselräthsel.

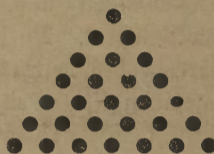
Schweiz, Aberglaube, Wahlliste, Gehturnier, Übel, Berlin, Mängel, Banner, Kluge, Scheiterhaufen.

Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach in vorstehenden Wörtern versteckt sind, ohne Rücksicht auf deren Selbstheilung.

Buchstabenräthsel.

Knospen grün und Sonnenschein,
Lauer Lüfte Wogen.
Frühling, Frühling muß es sein,
Wenn ich komm' gezogen.
Hab ich einen Theil von Dir,
Bild des Lenzes bin ich,
Frühlingszauber webt in mir,
Trümmersch und sinnig.
Wird wir gar von selbst ein Theil,
Werd' im Feld ich sprießen.
Doch wird mir von nichts ein Theil,
Werd' ich blinkend fließen.

Pyramide.



Vokal.
Ausruf.
Temperatur.
Soldat.
Mineral.
Stadt in der Rheinpfalz.
Nutzbares Stück Erde.

Von der Spitze beginnend ist jede weitere Reihe durch jedesmalige Hinzufügung eines neuen Buchstabens unter beliebiger Stellung der andern Buchstaben zu bilden.

Trennungsräthsel.

Bereint reizt es gar manchen Wicht,
Der heuchlerisch von Liebe spricht.
Getrennt bereite keine Speise,
Sonst hilft sie Dir zur ewigen Meise.

Skataufgabe.

(a) ... A Aß; K König; D Dame, Ober; ... drei Spieler).
V, der Vorhandspieler, sßt bei einem ... während im
Bsch, während M fast jedes Spiel macht. V, der ... andspieler, be-
kommt nun folgende Karte:

a9, 8, 7; b9, 8, 7; cA, K; dA, K.



„Na“, sagt V ärgerlich zu M. „Du wirfst Dir wohl wieder alle Zungen beigegeben haben! 's ist eine Schande!“ — „Natürlich“ lacht M vergnügt, „alle Biere“ und fängt recht übermüthig an zu reizen, als ob V überhaupt gar nicht ernstlich gefragt zu werden brauchte. Darob ergrimmt V und beschließt, M das Spiel nicht zu lassen. Er hält deshalb Tournee und alle Soli, behält schließlich auch das Spiel und sagt auf obige Karte a-Handspiel an. Er gewinnt das Spiel mit 63 Augen. M hatte 4 Zungen, aber 19 Augen weniger in der Karte als H. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Scham hindert Schande.

Auflösung des Merkräthfels.

Was dem Herzen gefällt, das suchen die Augen.

Auflösung des Zifferblatträthfels.

I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII
B	A	S	S	E	L	M	A	N	G	E	L

Baß, Aß, Affel, Selma, Elm, man, Mangel, Angel, Gelb, Elba.

Auflösung der Charade.

Sinnspruch.

Auflösung der Schachaufgabe.

Dreizüger von M. Feigl: W. Kh8, Db3, Lf6, h7, Sb7, c6, Tf8, Bf2, g2; Schw. Ke7, Lh2, Sc3, Td5, Bb5, d3, g3.
1. Sc6-b8, gf; 2. g4+. — 1. ... , Se2; 2. Sa6! —
1. ... , Se4; 2. Dd5+. — 1. ... , beliebig; 2. f4! —

Richtige Lösungen gingen ein von: Walter Brüning, Reinhold Kühnelt, Alma Hohendorf, Hartwig Leusch, August Schwantes, Robert Sportleder, Arthur Leusch, Bromberg. Max Kuruf, Briesen (Westpr.)